

Joggeli : die Geschichte einer Jugend [Fortsetzung]

Autor(en): **Heer, Jak. Christoph**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **37 (1933-1934)**

Heft 5

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665095>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Am häuslichen Herd.



XXXVII. Jahrgang

Zürich, 1. Dezember 1933

Heft 5

Landschaft im Spätherbst.

Über kahle, fahle Hügel
Streichet der Dämmerung kühler Flügel;
Dunkel, wie erstarrte Träume,
Stehn im Tal entlaubt die Bäume.

Tiefe Stille, tiefes Lauschen;
Keine Welle hörst du rauschen,
Keine Stimme hörst du klingen,
Dir des Lebens Gruß zu bringen.

Nur als stummes Bild der Gnade,
Wie auf Golgatha, am Pfade
Siehst du dort, ans Kreuz geschlagen,
Durch die Nacht den Heiland ragen.

Ferdinand von Saar.

Joggeli.

Die Geschichte einer Jugend von Jak. Christoph Heer.

Nachdruck verboten!

(Fortsetzung.)

Fahrende Leute.

Christoph Sturm, der Vater, war also wieder mit einem Maschinensortiment in die Ferne gereist, im Hause der Frau Elisabeth gingen die Tage im Gleichmaß, und Joggeli forschte bald auf der Krug, bald in den Kreisen seiner Bekannten nach den Dingen, die für einen kleinen Träumerbuben wissenstwert sind.

Besonders eine Gestalt im Hause der Großmutter fesselte ihn.

Das war ihr Kostgänger Anton, der Böhme, der vor langen Jahren hergereist gekommen war, Gefallen in dem Heim der Bauersleute gefunden hatte und nicht mehr weiter gewandert war.

Der einsiedlerische Junggeselle, der namentlich mit dem stillen Mechaniker Jakob, dem ältesten Sohn der Großeltern, Freundschaft hielt, blieb

Jahr und Tag ihr Gast, hauste in einer abgelegenen Kammer, sprach wenig und fremd, und selbst wenn er freundlich sein wollte, hatte seine Sprache einen mürrischen und melancholischen Klang. Es ging um ihn das Gerede, er sei ein aus gutem Hause stammender Flüchtling, der aber nicht mehr in die Heimat zurückkehren dürfe, weil er an einer verbotenen Bewegung teilgenommen habe. Ein Geheimnis schwebte um den stillen Gesellen. Er trug am Werktag ein braunes, feingeripptes Manchesterkleid, und am Feierabend schmauchte er auf der Bank vor dem Hause eine lange Pfeife, am Sonntag aber kleidete er sich in braunen Sammet, trug selbst einen Sammethut, so daß er wie ein Künstler ausfah, auch allerlei zierliches Gehänge an der Uhrkette. Sein höchstes Kleinod war eine Meer-schaumspitze, die er, so oft sie zur Verwendung

kam, mit großer Behutsamkeit aus einem blau-seidenen Stui nahm. Die Zigarrenspitze war für Joggeli das Merkwürdigste an Anton. Auf dem Röhrchen befand sich nämlich wunderhübsch geschnitten eine Hirschfigur, und auf dem Hirsch lag gefesselt Mazepa, der Wilddieb, und durch ein kaum erbsengroßes Glas, das in die Mitte der Tierfigur eingesetzt war, sah man die Stadt Prag mit den hundert Türmen.

Das Gerede, das um Anton ging, und das zierliche Kunstwerk, das Joggeli nie genug bewundern konnte, erweckten bei dem Jungen den Verdacht, Anton sei ein verkappter Prinz, und er fand es für vorteilhaft, sich auf guten Fuß mit ihm zu stellen. Dafür nahm ihn Anton am Sonntag in stille, abgelegene Waldwirthshäuser mit. Einmal schenkte er Joggeli ein Holzkästchen und ließ ihn das Häkchen, das den Deckel hielt, zurückdrücken. Da sprang dem verwunderten Buben ein Teufelchen in rotem Röckchen an die Nase, und lustig trug er das Geheimnißkästchen von Haus zu Haus durch die Nachbarschaft, ließ jedermann öffnen, und jeder bekam seinen Stüber. Und zu Nikolaus, der den Buben in dem Haus der Großmutter bescherte, stand neben dem blanken Zinnteller voll Obst und dem etwas rohgearbeiteten Taschenmesser, das die Großeltern jedem der Buben schenkten, eine große Spielschachtel aus Antons Hand. Darin lagen Häuser, Menschen, Tierfiguren und Bäume, die der Natur nachgebildet waren und aus denen man die kleine Heimatwelt Joggelis deutlich zusammenstellen konnte: das großväterliche Bauernhaus, die Arche Noah, das Vaterhaus, dazu Bäschen Susanna, die von dem mit Silberplättchen ange deuteten Brunnen Wasser trug, der Großvater, der die Rüche trieb, und vieles andere mehr, sogar Joggeli selbst, der einen Fisch in den Händen hielt.

Allein in die Freude an dem Spielzeug fiel eine große Überraschung. Anton, der Sonderling, griff plötzlich wieder zum Wanderstab und verscholl. Auf die Frage, warum er gegangen sei, antwortete man Joggeli, er habe sich gekränkt, daß sein stiller Freund, der Mechaniker Jakob, sich verheiratet und das großelterliche Haus zur Gründung einer eigenen Familie verlassen hatte.

Der heimliche Joggeli wußte es aber besser. Die dunkeln Augen Susannas waren daran schuld. Die Törrin hatte nicht begreifen wollen, daß Anton ein verkappter Prinz sei.

Das trug Joggeli seinem übermütigen Bäschen etwas nach.

Allein lange trauerte er um den mürrischen Böhmen nicht, denn es gab im Bekanntenkreis des großelterlichen Hauses noch Leute genug, die, aus einer anderen Heimat stammend, mit dem geheimnisvollen Schein der Ferne umgeben waren.

Im letzten Sonnenschein des Jahres setzte sich Joggeli neben dem Haus unter einem breitästigen Apfelbaum an die Landstraße. Die Weinfuhren zogen mit klingendem Spiel und letzten Sträußen auf den grün- und rothemalten Lägeln die Straße einher, und dann und wann fiel ein goldiger Apfel wie im Traum, klatzte auf die Erde, und wieder herrschte Sonnenstille.

Friedli hüpfte herzu: „Auf wen wartest du, Joggeli?“

„Auf die Samenleute aus dem Schwabenland. — Ruhe, sie kommen — sie kommen.“

Ja, mit der Regelmäßigkeit der Zugvögel kamen die „Samenleute aus dem Schwabenland“, große, grüne Doppelsäcke über der Schulter, den Regenschirm, das sogenannte Familiendach, unter dem Arm, jeden Spätherbst nach Krug und brachten Joggeli, was sein Herz ersehnte, Bücher und Geschichten.

Es war eine Familie Schuhmacher aus Gönningen in der Schwäbischen Alb, Vater, Mutter, zwei Töchter, vielleicht auch ein junger Verwandter, schlichte, in dunkle Wolle gekleidete Leute, die in den alten schiefen Kammern der Großeltern Quartier bezogen. Aus ihrer kleinen Gesellschaft ragte der alte gemütliche Vater Schuhmacher wie ein Patriarch und erhielt in Joggelis Augen dadurch eine besondere Würde, daß er eine schöne braungoldene Pelzkappe mit verbrämtem Tschelchen trug. Herzliches Grüßen und Fragen hüben und drüben: „Wer ist gestorben? wer hat geheiratet, wer hat Kinder bekommen?“

Natürlich durfte der Bube bei diesem Austausch von Nachrichten nicht fehlen, und prüfend betrachtete ihn Vater Schuhmacher mit wohlwollenden, doch klugen und durchdringenden Augen. „Du solltest 's Wachsen einmal ernsthaft treibe, Joggeli — aber g'sund bischt — rote Bäckle hast au, des freut mi!“

„Ja, es ist schad' um das Büblein, daß es ein bißchen Knopf bleibt,“ lachte Susanna.

Joggeli aber zog ein finsternes Gesicht. „Knopf, Knopf, nein, ich will kein Knopf sein!“

„Kathrin, gib die Gßlinger Helgen heraus!“

lächelte der Samenmann, und Joggelis Stirn hellte sich. Er erhielt schwarze und bunte Bilderbogen, die er mit linkscher Hand ausscherte, er bekam Neutlinger Volksbücher, die ihm die Großmutter vorlas, und zu ihren Füßen auf einem Schemel sitzend träumte er von Genovesa.

Friedlich gingen die Tage. Ob die Sonne schien, ob es regnete oder Schnee lag, verteilten sich die Samenleute am Morgen auf die Straßen des Landes und verkauften, Haus um Haus besuchend, ihre Blumenzwiebeln und Sämereien, mit dem Einbruch der Nacht aber sammelte sich die einfache Händlerfamilie wieder in der Stube der Großeltern um das gesellige Licht. Joggeli, der dem Vetter Diethelm die weißen Rüben für das Vieh hatte stampfen helfen, trollte sich auch herbei, der Großvater saß, müde von der Arbeit im winterlichen Wald, sein Pfeiflein schmauchend, auf der Ofenbank, die Großmutter setzte sich bei einem besonderen Talglicht mit dem Spinnrocken in die Ecke, ihr summendes Rad verbreitete eine stille Gemütlichkeit, und die geschäftige Susanna ging ab und zu. Um den eichenen Familientisch aber, in den eine Schieferplatte eingelassen war, hatten die schwäbischen Handelsleute Platz genommen. Sie schütteten darauf ihre Samenvorräte aus, füllten mit kleinen Hornlöffeln die „Briefchen“, verschiedenfarbige Papiere, auf denen die Namen der Sämereien vorgedruckt waren, und schlossen sie mit geschickter Bewegung des Daumennagels, bis sie davon einen kleinen Hügel gehäuft hatten und ein genügend großer Vorrat für den anderen Tag vorhanden war.

Am Ehrenplatz des Tisches saß Vater Schuhmacher, der alte Samenmann, die Hornbrille weit auf die ziemlich spitze Nase vorgeschoben, mit seinem klugen, glattsauberen Gesicht, eine prächtige Gestalt, wie ein geistvoller schwäbischer Schulmeister oder Dorfpfarrer. Er überwachte die Füllarbeit seiner Familie, ihn kränkte die Nachrede, bisweilen sprieße aus dem Lebkornensamen der Gönninger Wiesenfalbei oder sonstiges Unkraut. „Bei uns net“, versicherte er zürnend, „vielleicht bei andre.“ Und jedermann glaubte es dem gemüthlichen Manne gern.

„Wer werden ehbes rede mieffe,“ begann er, wenn niemand anders das Wort ergriff, nach einer geraumen Weile des Stilleseins.

Darauf hatten alle gewartet. „Ja, erzählt, Vater Schuhmacher!“

Ein feines Lächeln der Befriedigung ging über seine Züge, mit dem großen roten Sacktuch

reinigte er die Brille und begann dann, wie ein Kalender-schreiber von der Heimat ausgehend, über allerlei Vorgänge in der Welt zu berichten, zunächst über den Gönninger Handel. „Und mein Nachbar ist zu Haarlem in Holland gewesen, hat aber die betrübliche Mitteilung gebracht, ein kleines, feines Würmle sei in die Zwiebel gekommen und net viel gesunde War' zu kaufen. Und ein anderer ist mit seinem Sohn in Moskau auf dem Handel gewesen. Da hat er den Zaren gesehen, wie er vorübergeritten ist im Ornat. Und alles Volk ist niedergekniet, auch der Gönninger und sein Bub!“

Wenn die Geschichten aus der engeren Heimat erschöpft waren, gingen die Erzählungen des Samenmannes einen Schritt weiter, er nahm Land um Land durch, schilderte seine Potentaten, was für Neigungen und Besonderheiten sie hätten, was das Volk von ihnen hoffte und wünschte, und sprach darüber mit einer Sicherheit und Anschaulichkeit, als ob er überall selbst hingeguckt und dabei gewesen wäre, und an die allgemeine Schilderung des Zeitzustandes knüpfte er die Erzählung von Unglücksfällen und Verbrechen, allerlei traurige Geschichten und auch lustige Schnurren an, bei denen ein helles Lachen durch die Stube der Großmutter ging.

Er war der volkstümliche Geschichtenerzähler, wie er im Buche steht, er kannte die Kunst, wie man die Spannung erregt, wie man sich dort, wo die Hörer auf die Weiterentwicklung der Schicksale neugierig sind, ruhig schildernd ergeht, wie man wirkungsvolle Pausen macht, damit ein Schlag er um so stärker trifft, und wie man zuletzt jede Anekdote in erbauliche Betrachtung auflöst.

„Joggelle, Joggelle,“ endete der Samenmann, wenn die Schwarzwälder Uhr bedächtig neun schlug, seine Erzählungen, „du hast mir viel zu rote Bäckle. Wenn dem Vieble nur nix im Traum erscheint.“

Dem Buben klopfte allerdings über den Berichten des Vaters Schuhmacher manchmal das Herz bis tief in die Nacht; aber wenn sich der kurzweilige Mann am anderen Abend wieder zum Erzählen hinsetzte und einleitend fragte: „Wo sinn mer eigentlich gestern stehe bliche?“ schnellte Joggeli von seiner Bank auf: „Da sind wir stehen geblieben, wo die Uhr, die ein Mann gemacht hat, dem man die Augen ausgebohrt hat, im Straßburger Münster nicht mehr hat gehen wollen, und wo doch einer gekommen ist und hat sie wieder gemacht. Und der Herr und

die Apostel laufen wieder, wenn es zwölf schlägt, und der künstliche Guggel ruft: „Güggehü!“

„Jetzt schaut das Vieble an!“ sprach der Samenmann überrascht und drohte: „Foggeli, werd' mer net z' früeh g'scheit!“

Dafür war nun allerdings keine Sorge zu tragen, denn selten blieb ein Kind so lange einfältig als Foggeli.

Eines Abends aber sprach Vater Schuhmacher mit aufgehobenem Zeigefinger: „Jetzt kommt die Geschichte von der Tulipan in der Pfalz. Es sind gewandert zwei Handwerksburschen den Weg durchs grüne Land, ein Schmied und ein Gärtner. Der Gärtner sagt: ‚Hab' schön Geld verdient in der Welt. Ich will jetzt heim zur Mutter. Und der letzte Meister hat mir eine Tulipanzwiebel geschenkt, eine besondere Blum', wie es keine mehr gibt hierzuland. Die mag die Mutter in den Garten setzen.‘ Wie der Wegfreund so redet, wie er ihm die Zwiebel zeigt, kommt über den Schmied die böse Stund'. Er zieht aus den Hammer — der Wandergefelle fällt hin, der Schmied nimmt sein Geld, verscharrt ihn, sieht aber nicht die Zwiebel in des Toten Hand. Er wandert und kommt ins nächste Dorf. Steht bei der ersten Schmiede eine junge hübsche Wittib und beschaut sich den hastigen Wandersmann. ‚He, warum fragt Ihr nicht um Arbeit, Geselle?‘

„Könnt' mir schon dienen!“ erwidert der Schmied, dem das junge stattliche Weib gefällt. Er wird Geselle, im Herbst schenkt ihm die Wittib Herz und Schmiede. Der Meister aber hat böse Träume und fährt auf in der Nacht: ‚Liegt einer am Wegrand und gibt keine Ruh'.‘

„Wer gibt keine Ruh'?“ fragt das Weib.

„Alles gibt Ruh'!“ antwortet der Mann. Ja, wenn's so wäre! Die Zwiebel in des Toten Hand ruht nicht. Wie der Schnee weggeht, blüht am Weg- und Waldesrand eine seltsame Tulipan empor, so schön wie man noch keine gesehen hat im Pfälzer Land. Davon hört der Pfarrer des Dorfes, spricht zum Mesner: ‚Geht und grabt die Zwiebel aus, ich will die Blum' in meinem Garten haben.‘

„Der Mesner gräbt und findet die Zwiebel in einer Knochenhand. Viel Gerede im Dorf. Wie man den Gärtner ehrlich begräbt und die Glocken läuten, wischt der Meister den Schweiß von der Stirn.

„Das Weib fragt: ‚Warum hast du damals so schnell durch das Dorf laufen wollen? Ist's der mit der Tulipan, der dir keine Ruhe gibt?‘

„Antwortet der Meister finster: ‚Sei's ihm lieb oder leid, in gesegneter Erd' wird er schon Ruhe geben müssen.‘

„Der Tote hat jetzt seine Ruhe, aber das Weib nicht. Geht hin und verrät den finsternen Mann. Am Wegrand hat er seine rucklose Tat gestanden, bereut und bald darauf seinen Richter gefunden.“

So erzählte Vater Schuhmacher unter lautloser Aufmerksamkeit der Zuhörer. „Das ist die Geschichte der Tulipan in der Pfalz,“ sprach er, ergriff eine Tulpenzwiebel, die auf dem Tisch lag, und hob sie mit bewunderndem Lächeln ins Licht: „Die Blume hat treiben müssen aus tiefer Erd', und ihre Unschuld hat die unermessliche Schuld an den Tag gebracht!“

Foggeli lauschte dem Erzähler mit offenem Munde, und als es im Kreis der Zuhörer über die lebendig vorgebrachte Geschichte noch ganz still war, rief er mit glühenden Wangen: „Über die Tulipan sollte man ein Lied aufsetzen, das würde so schön und so traurig!“

Die Zuhörer wandten sich alle gegen Foggeli und lachten über seine Bewunderung der blutigen Geschichte.

Nur Vater Schuhmacher lachte nicht.

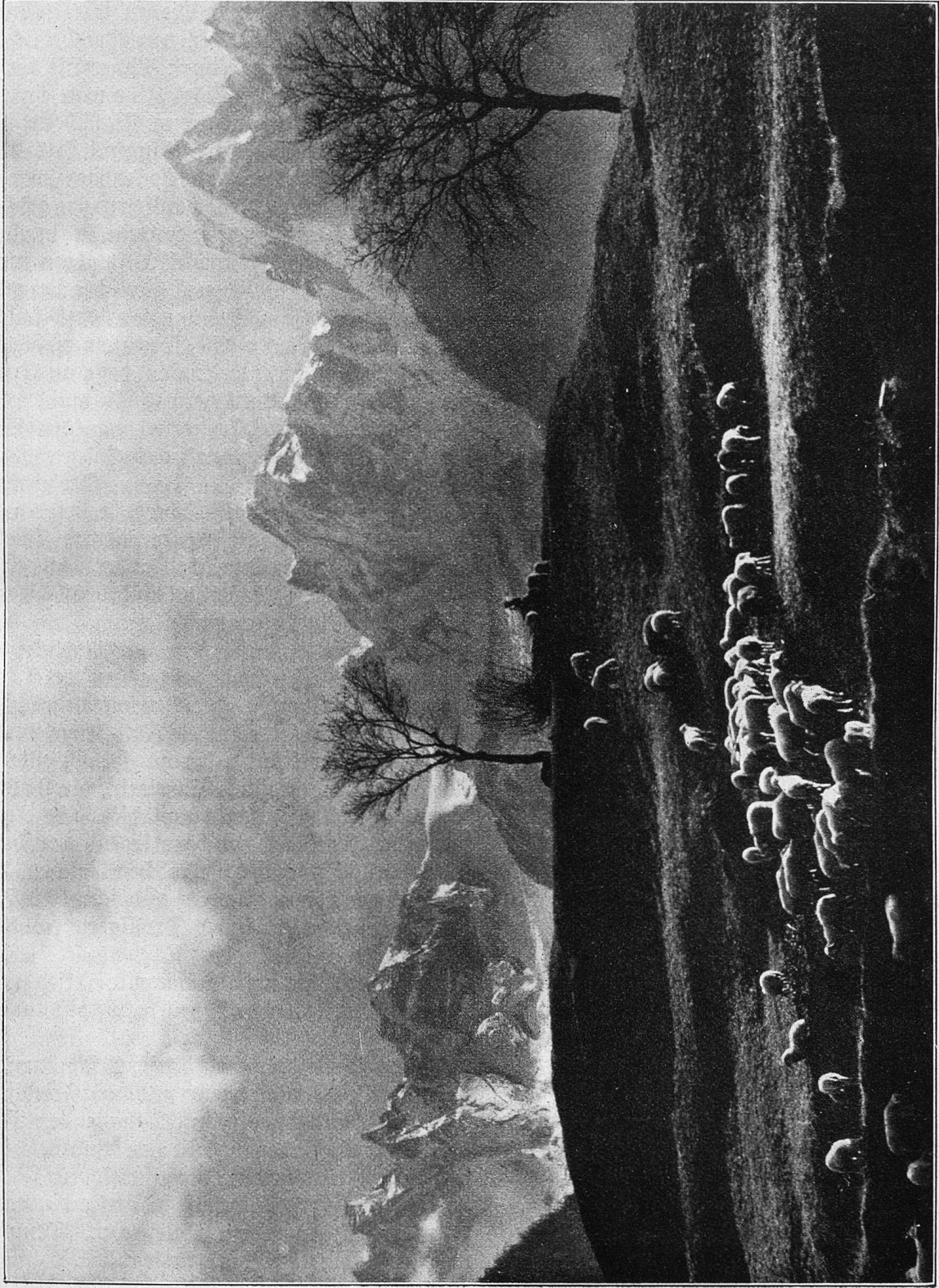
Er ließ die Zwiebel, die er noch zwischen den drei Fingerspitzen hielt, sinken, schaute dem Buben prüfend ins Gesicht, fuhr, mit dem Zeigefinger auf Foggeli deutend, über den Tisch: „Der wird ein Geschichtenschreiber und Liederdichter, und wenn er's net wird, will i net der Samenhändler Schuhmacher von Gönningen sein!“

Als Foggeli in die mildflammenden Augen des alten Mannes sah, wurden seine Wangen noch röter.

„Da sei der liebe Gott vor!“ rief die Großmutter, erregt vom Spinnrad aufstehend und an den Tisch tretend, „Schuhmacher, Ihr seid doch ein so gescheiter Mann, wie mögt Ihr einem Bublein eine solche Einbildung in den Kopf setzen!“ Und sich zu dem Buben wendend, sprach sie mit warmen Augen: „Foggeli! 's wär' ein Unglück!“

„Ha, des find i net grad,“ lächelte Schuhmacher begütigend, „braucht auch Leut', die Kalender schreiben.“

„Doch, doch, 's wär' ein Unglück,“ ereiferte sich die Großmutter. „Lieder und Geschichten sind wie Seerosen. Sie gefallen allen Menschen, aber das dunkle Erdreich, aus dem sie steigen, gefällt niemand. Da schlummern Bruder Schmerz und Schwester Herzeleid.“



Sbh II bei Goglio (Bergell).

Phot. S. Feuerstein, Schütz-Saratz.

„Natürlich will ich ein Diederdichter und Geschichtenschreiber werden,“ dachte Joggeli trotzig und tief in sich. Und seltsam! Ihm war, der Samenmann habe ihm gar nichts Neues gesagt, sondern das ruhe in seinem Innersten seit er lebe, die Wellen im Fluß und der Wind im Wald wüßten es schon längst, das stamme von der Wasserjungfrau und dem flutenden grünen Haar, von den Liedern und Sternen der Großmutter, davon, daß der Vater das dunkle Elisabethlein gefunden habe, das habe die Luft von Neapel herübergetragen, der Vater im Reisekorb mitgebracht und die Muschel mit fernen Meereswogen gerauscht. Er glaubte nicht an Bruder Schmerz und Schwester Herzeleid, träumte in dunkeln Lauten von einem fernen großen Glück und behielt das Wort des Samenmannes im Herzen.

Ein Suchender.

Als die Samenleute heim nach Gönningen gezogen waren, da traf es sich gerade hübsch, daß Joggelis Schulzeit begann. Er nahm sein Täfelchen und sein Federrohr, das beinahe einer Fohrelle glich, unter den Arm, und es schmeichelte ihm, daß ihn der alte freundliche Lehrer nicht „Joggeli“ nannte, sondern mit einem schönen „Grüß dich Gott, Jakob!“ empfing. Das klang schon, wie wenn er erwachsen wäre und man ihn achten mußte. Wie aber der Lehrer sagte: „Kinder, nehmt den Griffel in die Hand,“ siehe, da hielten ihn alle in der Rechten, nur Joggeli nicht. Darüber war er selbst sehr erstaunt. Ihm fehlte fast jedes Unterscheidungsvermögen für links und rechts, und es kostete ihn jugendlang ein anhaltendes Befinnen und ein Nachschauen bei den anderen Kindern, wo sie denn liegen mögen, das geheimnisvolle Rechts und das geheimnisvolle Links, wenn er es fast krampfhaft begriffen hatte, flog ihm das Schreibzeug doch wieder in die Linke, und die unverbesserliche Linkshänderei brachte mancherlei Ungemach in Jakob Sturms Jugend.

Als aber der Lehrer einmal eine Geschichte erzählte, fuhr Joggeli in die Höhe: „Herr Lehrer, ich weiß eine schönere Geschichte!“

„Gut, Jakobli, dann erzähle du!“ lächelte der milde Mann.

Der Knabe erzählte die Geschichte von der Blumenzwiebel aus der Pfalz. Da wandten alle Kinder die Augen nach ihm und faßten es nicht, wie der törichte Joggeli, der das Buchstaben-

malen nicht begriff, eine so schöne Erzählung wisse.

Er sah aber nur ein einziges Augenpaar, die dunkeln Lichter Friedlis, die zu seiner Freude mit ihm in der Klasse saß, nur ihre lieblich geröteten Wangen und weißen Zähne. Die Friedli hatte, obgleich sie ein lustiges Kind war, ein eigenes tiefes Lächeln, und wenn sie lächelte, zwei zierliche Grübchen in den Wangen. Das Mädchen im kastanienbraunen Lockenhaar war die beste Schülerin, in allen Hantierungen geschickt, dazu etwas übermütig, und wenn sie in ihrem stets sonntäglichen Knieröckchen, in ihren farbig gewürfelten Strümpfen voll zierlicher Lebendigkeit einherstelte, im Seil tanzte oder Mäulchen schnitt, konnte der ernsteste Mann ein wohlgefälliges Lächeln nicht unterdrücken, denn an Friedli war bei aller Schelmerei etwas Anstandsvolles. Sie wurde, weil sie allen gefiel, von den Schülern oft geneckt, hinter den Haussecken hervor riefen die Buben: „Friedli, Friedli, Stolzshahn!“ Doch sie verstand sich auf Scherz, sie ließ ein Lächeln und hinreißendes Bittmündchen spielen, und weiß Gott durch welche Zauberkünste sie es wirkte, das ganze Kindervolk und selbst die wildesten Buben lagen in ihren Fesseln.

Joggeli spielte wundergern mit Marbeln, doch war es sein Mißgeschick, daß er entweder aus eigener Unachtsamkeit oder Betrügereien der anderen das Spiel stets auf die letzte Kugel verlor. Dann schlich er traurig davon. Gewiß eilte die lustige Friedli, die flinke Spielerin, die stets gewann, herbei und steckte ihm die halbe Tasche voll neuer Marbeln und dazu irgend eine bunte Glasfugel. Die anderen Mädchen folgten dem Beispiel der Reigenführerin und schenkten Joggeli, den sie wegen seiner Drolligkeit wohl leiden mochten, Spielfugeln.

„Das will ich nicht“, schmollte Friedli und ließ die Dunkelaugen blitzen, „du bist mein Joggeli.“

Da erwiderte er undankbar und schnöb: „Ich gehe überhaupt nicht mehr mit dir, Friedli, es ist eine Schande, wenn ein Knabe zu den Mädchen hält, ich spiele jetzt mit den Buben.“

„So geh, du dummer Joggeli du!“ rief Friedli halb weinerlich, halb erboßt, schüttelte die Locken und stampfte mit dem Stiefelchen. Denn sie war nicht klein an Temperament.

Joggeli aber mengte sich unter die Knaben, meist unter solche, die älter als er selber waren, sie wußten doch mehr und sprachen Merkwürdiges als die jüngeren. Er setzte sich mit ihnen

unter der Eichenbrücke auf die Steine der Krug, und der Zufall fügte es, daß sie über die Körperbeschaffenheit des Menschen sprachen. Wie oft hatte Zoggeli in der schönen Plauderstunde vor dem Einschlafen sich aus der Schulbildung und dem älteren Wissen des Johannes darüber belehren lassen. Das Leben sei eine Verbrennung, der menschliche Körper wie ein Herd eingerichtet, hatte Johannes gesagt, und Zoggeli sich das Bild nach seiner Art und in seinem Traumsinn zurechtgelegt. Das wollte er nun unter den naturkundigen Gefährten an den Mann bringen, und so sprach er: „Jeder Mensch trägt zu innerst ein Feuerlein, das ist die Seele oder das Lebenslicht, es züngelt mit blauen Flämmchen aus dem Herzen und hält den Leib warm. Und wenn das Licht, die Seele, aus dem Körper fährt, so stirbt der Mensch.“

Die kleine Knabengesellschaft, zu der auch die jüngeren Brüder Zoggelis getreten waren, glogte ihn verwundert und mißtrauisch an, einer lachte laut auf, ein zweiter versetzte: „Das ist eine Lüge wie ein Kieselstein,“ ein dritter rief: „Er will uns, die wir doch gescheiter sind, zum Narren halten,“ ein vierter stand auf: „Dafür wollen wir ihm den Kopf zerschlagen,“ und ehe sich's Zoggeli, der meinte, etwas sehr Wissenswertes dargebracht zu haben, versah, warf sich die Meute über ihn.

Infolge der Keilerei vermied es nun Zoggeli, sein Licht vor den Kameraden auf den Scheffel zu stellen und seine Weisheit auf den Markt zu tragen. Er lief einsam und versank stets tiefer ins Träumen. Da kam Marelli, eine Freundin Friedlis, die für beide stets die Zwischenträgerin war, gelaufen. „Du sollst ein wenig in Friedlis Garten kommen,“ lachte das Kind, bei dessen Anblick er jedesmal an einen Reinettenapfel denken mußte, weil ihr Gesicht, in dem ein gutmütiges Stumpfnäschen saß, rundlich und sommer-sprossig war. Über die Einladung Friedlis zog die Freude in Zoggelis Herz. Am plätschernden Springbrunnen söhnten sich die beiden Kameraden wegen ihrer kleinen Untreue aus.

Friedli hüpfte vor Vergnügen, sie öffnete das niedliche Schürzchen, und eine Menge schöner Erdbeeren lagen darin. „Die habe ich alle für dich gepflückt,“ lachten ihre Augen. „Siehst du, daß wir Mädchen viel besser als ihr Buben sind,“ und sie fütterte ihn in kindlicher Schelmerrei wie einen jungen Vogel mit den Beeren.

Da wurde es Zoggeli über der Güte Friedlis ganz weich in der Brust, und guten Vorsätzen

zum Trotz stellte er wieder sein Licht auf den Scheffel und trug seine Weisheit zu Markt.

„Du, Friedli,“ flüsterte er und stockte.

Sie betrachtete ihren kleinen Freund gespannt.

„Du, Friedli,“ sagte er noch einmal, „ich werde kein Prokurist und kein Brückenbauer, ich habe mich anders besonnen, ich werde Liederdichter und Geschichtenschreiber, du weißt, einer, der seine Erzählungen in die Bücher setzt.“ Ihm glühten die Wangen über das Bekenntnis, die liebliche Friedli aber sah versonnen vor sich hin, dann blitzten die Dunkelaugen freudig auf. „Ja, das ist schön,“ sagte sie andächtig, und über dem Geheimnis, das sie eine Weile treu hüteten, wurde die Freundschaft der Nachbarkinder stets größer.

Diese Freundschaft hatte eine besondere Schützerin in der Mama Friedlis.

Die „Mama“ war eine Müllerstochter aus dem Dorfe Nebelfingen, das eine halbe Stunde unterhalb Krug im grünen Tal gelegen ist. Sie liebte als eine leicht bewegliche Frau von Bildung und Geist die gesellschaftliche Unterhaltung, sie hatte allerlei künstlerische Neigungen, und da sie in dem halb bäuerlichen, halb industriellen Dorfe Krug dafür wenig Verständnis fand, zog sich ihr Verkehr hauptsächlich in die nahe Stadt, von wo sie auch häufig Besuche empfing. Im Dorfe galt die Frau mit den angenehmen, fast durchgeistigten Zügen, mit den lebhaften, sprechenden Augen etwas als stolze Dame. Sie hielt mehr auf französische als deutsche Bücher und liebte es, wie es im Zuge der Zeit lag und als Merkmal überlegener Bildung galt, französische Brocken in die deutsche Unterhaltung zu mengen, was Zoggeli deswegen kränkte, weil er die fremden Ausdrücke nicht begriff. Da er oft drollige Einfälle zum besten gab, hatte sie stets ein großes Wohlwollen für ihn übrig, und oft lud sie ihn ein, eines seiner auswendig gelernten Lieder herzusagen.

Dafür schenkte sie dem Buben, der kaum lesen gelernt hatte, ein schönes altes Büchlein. Es trug den Titel: „Friedrich Schillers Gedichte.“

Er betrachtete es mißtrauisch und verdächtig. Denn an seinem Schulweg wohnte ein Küfer, der auch Friedrich Schiller hieß und manchmal die Knaben, die ihm bei seiner Arbeit zusehen wollten, mit einem Spritz Wasser aus seinem Kübelchen unvorsichtig davonjagte. Ach, dachte Zoggeli, was sollte ein Friedrich Schiller wie der Küfer rechte Gedichte machen können? Da klärte ihn Frau Elisabeth auf. „Der Dichter ist doch

nicht der Küfer von Krug, sondern Schiller aus dem Schwabenland, derjenige, der den „Wilhelm Tell“ geschaffen hat.“

Wie er nun neugierig Schillers Gedichte las, verstand er wohl die meisten nicht, aber „Das Mädchen aus der Fremde“ war ihm eine Schönheitsoffenbarung vom Himmel, es wurde langhin sein Lieblingslied, und mit seinem Schiller lief er durch Felder und Wälder.

Als die Knaben von Krug anfangs Winter mit dem Schellenring und der Mütze des St. Nikolaus durch das Dorf liefen und gegen ein kleines Geschenk meist recht hölzerne Gedichte in den Häusern auf sagten, da wollte auch er ausziehen und sein Lied verkündigen, von dessen Schönheit jedermann entzückt und hingerissen sein würde. „Ich gehe gewiß nicht wegen der Schenkrappen, nur wegen dem Lied,“ versicherte er Frau Elisabeth, die nichts dulden wollte, was wie ein versteckter Bettel aussah, ihm es aber zuletzt gestattete, daß er in das Haus der nächsten Verwandten, jener ehrsamten Frauen, die ihn einst als junge Mädchen gehätchelt hatten, und in das Friedlis gehe.

Als der feuerbemühte Klaus zu seiner kleinen Freundin kam und sein Lied auf sagte, da erglänzten ihre Augen wie Sterne, und in lieblicher Andacht hörte sie zu, die Mutter aber bewirtete ihn mit gewinnendem Wesen und fragte: „Woher hast du nur die große Freude an allem, was wie Lied oder Geschichte klingt?“

Da konnte Friedli ihr Blaudermündchen nicht halten: „Mama, er wird ja selber ein Liederdichter und Geschichtensschreiber — ja, das ist herrlich!“

Joggeli saß in purpurner Verlegenheit über das verratene Geheimnis. Vor Scham hörte er nichts, nur das übermächtige Spottgelächter ihres Bruders Hans, eines hoch aufgeschossenen, fröhlichen Gymnasiafsten, zu dem er sonst als zu einem fast unerreichbar gescheiterten Jungen in herzlicher Bewunderung aufblickte.

Hans lachte und konnte sich nicht halten, so kraus erschien ihm der Gedanke des Buben, dem die Tränen der Scham über die brennenden Wangen liefen.

Die Mutter Friedlis tröstete ihn, von Teilnahme bewegt, zugleich aber warnte sie ihn, solche Pläne in seinem Kopf aufkeimen zu lassen: „Lieder sind ja wunderschön. Weißt du aber auch, wie es Dichtern geht? Sie müssen in kalten Dachkammern sitzen, frieren und hungern, und wenn sie einmal gelesen und gelobt werden,

so geschieht es erst nach ihrem Tod. Und einer von Krug gelangt schon gar nie zur Anerkennung.“

Am meisten verwunderte er sich, daß die gebildete Frau das Wort ernst nahm. Ein Junge, der erst die Volksschule besucht, besinnt sich ja hundertmal anders über das, was er im Leben werden will.

„Was hast du auch Löriches mit Friedli verhandelt“, fragte Frau Elisabeth, „ihre Mutter sprach mit Erstaunen davon.“ Warme Sorge erfüllte die braunen Augen.

„Mutter, ist denn das Liederdichten und Geschichtensschreiben wirklich etwas Löriches?“ fragte Joggeli zerknirscht.

Sie zog ihn in kummervoller Liebe an sich: „Ja, freilich ist es ein segenloses Handwerk. Sieh, in Krug war auch einmal ein Dichter. Weil er einen roten Bart und einen Buckel hatte, nannte man ihn das rote Högerli. Und wenn die Bäcker mit den Brot- oder die Bauern mit den Milchpreisen aufschlugen, wenn irgend etwas Ungereimtes geschah, was die Leute beschäftigte, war er stets mit Schalk und Wit bei der Hand, machte er ein mundartliches Gedicht, ließ es in der Stadt auf Blätter drucken, haufierte damit in Schenken und Häusern, und seine Knittelverse gingen durch vieler Mund. Geld aber hatte er nie, und seinen Hunger stillte er da und dort bei guten Leuten um einen Spaß und Gotterbarm. Und das Ende des Schalksnarren? Mit lustigen Neujahrsblättern im Arm hat man ihn am Weg erfroren gefunden. So einer willst du doch nicht werden, Joggeli! — Was würde auch der Vater dazu sagen?“

„Nein, so einer werde ich nicht!“ Und Joggeli schmiegte sich enger an Frau Elisabeth, „ich will meine Lieder und Geschichten auch nicht im Heimatdeutsch schreiben, sondern in der Sprache der Bücher, und sie sollen nicht lustig sein, sondern schön und traurig, wie das Lied des blinden Harfners.“

Es klang etwas so Herzliches und Dringliches durch die Stimme des Buben, daß Frau Elisabeth erst recht aufhorchte. „Armer Joggeli“, flüsterte sie, „ich bin dir ja auch nicht böse, ich bin nur furchtbar erschrocken, daß du so etwas denkst. Das ist also das Besondere, was in dir steckt. So jung noch und schon ein Sorgenkind. Warum kannst du nicht sein wie andere Buben?“

Frau Elisabeth sprach die Worte weich und langsam und streichelte das Haupt ihres Alte-

sten, ihre Augen sahen in die Ferne, und um ihren Mund suchte der Kummer.

Wie stimmte doch alles, besonders der abgrundtiefe Schrecken der Frau Elisabeth, mit den Wortbildern der Großmutter: „Bruder Schmerz und Schwester Herzeleid!“ — Eine

kalte Kammer und kein Butterbrot! Ja, und was würde der Vater dazu sagen?

„Lieber Gott, laß mich kein Liederdichter und Geschichtenschreiber werden,“ betete Joggeli.

Und in seine Lage begann der Ernst des Lebens zu ragen.

Menschenleer.

Einjam ist's im Wald geworden,
Menschenleer,
Winter braust vom hohen Norden
Machtvoll her.
Nur zuweilen seh ich wandern
Einen still,
Der sich von den lauten andern
Sondern will.

Und ich stör' ihn nicht im Schreiten,
Weil vielleicht
Wandernd ihm in Waldesweiten
Schmerz entweicht.
Auch in mir ist's still geworden,
Menschenleer,
Winter, herber Freund aus Norden,
Braus' einher!

Jacob Seß.

Die Shwe-Dagon Pagode in Rangoon.

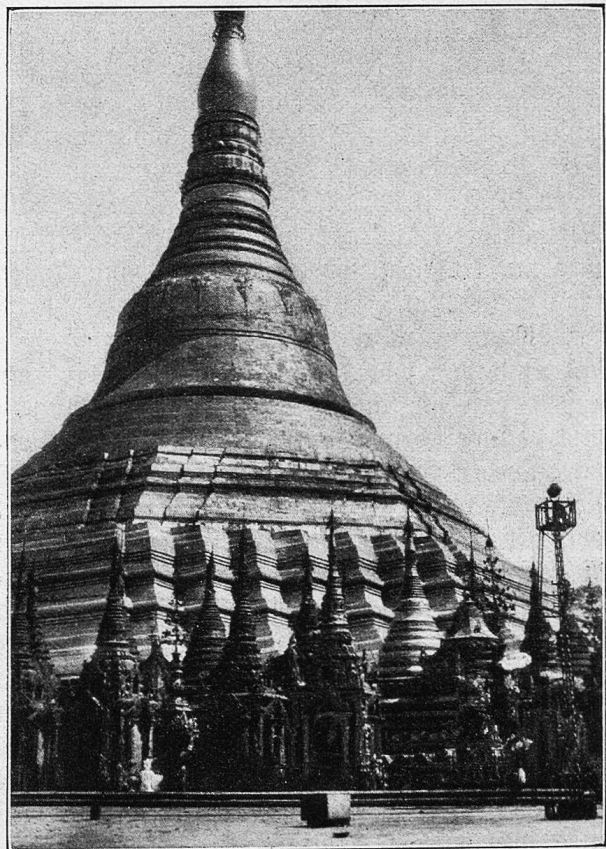
Das größte religiöse Bauwerk der Erde.

Von Dr. A. Herrlich.

Von den großen Bauwerken der religiösen Kunst der Völker sind die ägyptischen Pyramiden allbekannt, jeder weiß auch etwas von den ungefähren Ausmaßen des Straßburger Münsters, des Kölner Domes. Nur wenig verbreitet ist aber die Kunde von Birma, dem Lande der Pagoden und dem riesigsten Dome der buddhistischen Welt und der Erde überhaupt: Der Shwe-Dagon Pagode in Rangoon. Überwältigend ist der Eindruck, wenn man von weitem aus dem Dunkelgrün der Parks ihre goldglitzernde Kuppel sich erheben sieht. In der Form einer gewaltigen Glocke ragt sie 170 Meter über das Häusermeer der Stadt. Bedeckt der Kölner Dom einen Raum von annähernd 6000 Quadratmeter, die Peterskirche in Rom 20 000 Quadratmeter, so nimmt die Shwe-Dagon Pagode einen solchen von 65 000 Quadratmeter ein.

Vier Steintreppen führen zur Terrasse des Heiligtums empor, sind umschlossen von Kolonnaden mit vergoldeten Dächern und bewacht von monströsen vergoldeten Tierfiguren. Zwischen zahllosen Säulchen und Türmchen aus Marmor, alles überladen mit Gold, Kristall und Mosaik in buntesten Farben, erhebt sich der Hauptturm der Pagode. Wie bei den meisten buddhistischen Pagoden dient er nur als ein Erinnerungszeichen an den großen Gautama und enthält als höchstes Heiligtum eingemauert ein kleines Kästchen mit einer Reliquie, drei Haare von dem Haupte Buddhas.

Bei den Priestern am Eingang können die Gläubigen echte Goldfolien spenden, mit denen dann der größere Teil der Oberfläche der Kup-



Shwe-Dagon Pagode Rangoon. Der Hauptturm.
Phot. Albert Herrlich, München.